

CHRISTIANE SADLO

Wilde Wellen

Buch

Die Zeichen stehen auf Sturm in der Bretagne. Die »weiße Frau«, Céline Marchand, die die Einheimischen für eine Druidin halten, hört sie wieder: die Schreie der Männer, die vor fünfundzwanzig Jahren in einer Gewitternacht mit der *Helena* untergingen. Sie weiß, dass die Seelen der toten Seeleute keine Ruhe finden werden, solange das schreckliche Geheimnis um diese Katastrophe nicht gelüftet ist. Und sie spürt, dass fremde Menschen kommen und versuchen werden, Licht in die unheilvolle Vergangenheit des kleinen Orts Concarneau zu bringen. Doch im Dorf gibt es Menschen, die vor nichts zurückschrecken würden, um die Vergangenheit für immer ruhen zu lassen ...

Autor

Christiane Sadlo arbeitete als Regie- und Dramaturgieassistentin, Dramaturgin und Journalistin. Seit 1991 schreibt sie äußerst erfolgreich für Film und Fernsehen. Aus ihrer Feder stammen unter anderen viele Drehbücher für Fernsehserien wie *Familie Dr. Kleist* (ARD) und die *Inga-Lindström*-Verfilmungen im ZDF.

Christiane Sadlo

Wilde Wellen

Roman

blanvalet



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* für dieses Buch
liefert Holmen Paper, Hallstavik Schweden.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Dezember 2012 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH, München.

Copyright © der Originalausgabe 2011
by Blanvalet Verlag, München, in der

Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: bürosüd°, München

Umschlagmotiv: plainpicture / whatapicture

Redaktion: Rainer Schöttle

ES · Herstellung:

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-37780-0

www.blanvalet.de

Erstes Buch

DER SCHUSS

1

Als alles vorbei war, dachte Marie Lamare manchmal darüber nach, ob sie an jenem Septembermorgen vielleicht gar nicht aufgestanden wäre, wenn sie gewusst hätte, was passieren würde. Vielleicht hätte sie sich ja einfach auf ihrem Polizeirevier krank gemeldet, hätte sich umgedreht und weitergeschlafen. Den ganzen Tag. Es wäre gar nichts passiert, und ihr Leben wäre einfach so weitergegangen wie bisher. Alles, was sie sich bis dahin erträumt hatte, wäre in Erfüllung gegangen. Sie hätte Karriere als Polizeikommissarin gemacht, hätte Thomas geheiratet, ein paar nette Kinder bekommen, und die Familie hätte sich einen Hund und wahrscheinlich auch ein Kaninchen angeschafft. Und sie wäre glücklich gewesen bis ans Ende ihrer Tage. Unbehelligt von den Schatten einer Vergangenheit, von der sie bis zu diesem Tag nichts geahnt hatte und die nun mit unheimlicher Macht in ihr Leben drangen. Marie war an diesem herrlichen Morgen, der ihr geliebtes Paris in mildes Spätsommerlicht getaucht hatte, nicht im Bett geblieben, hatte sich nicht umgedreht, um weiterzuschlafen. Sie hatte ja nicht geahnt, was an diesem Tag passieren würde. Und dass er der letzte ihres alten Lebens sein würde.

Aus dem Bett zu springen, sich mit angehaltenem Atem unter die unberechenbare alte Dusche zu stellen, die je nach Laune zwischen eiskaltem und kochend heißem Wasser hin und her wechselte und an der sich schon ganze Horden von Klempnern die Zähne ausgebissen hatten, den Milchkaffee auf dem winzi-

gen Balkon hoch über den Dächern von Paris zu trinken, war ihr liebgewordenes Ritual. Selbst im Winter stand sie morgens auf ihrem Ausguck, hielt sich bibbernd an der alten, blau getupften Kaffeeschale fest, die sie an ihrem ersten Samstag in Paris auf einem Flohmarkt erstanden hatte. Sie war unendlich zufrieden, hier zu sein, in der Stadt ihrer Träume. Überhaupt, war sie nicht ein glücklicher Mensch? In Paris zu leben, einen interessanten Beruf zu haben, einen tollen Mann an ihrer Seite, davon hatte sie geträumt, seit sie als Teenager angefangen hatte, Pläne für ihre Zukunft zu machen. Monique, ihre Mutter, hatte immer ein wenig gelächelt, wenn Marie ihr die Pläne für ihre aufregende Zukunft ausgemalt hatte.

»Träume«, hatte sie gesagt. »Es ist gut, dass man sie hat. Aber ob sie sich erfüllen, liegt ausschließlich an dir.«

Monique hatte ihre Tochter ermuntert, sich ein tolles, aufregendes, erfülltes Leben auszumalen. Und dabei immer versucht, den bitteren Geschmack, der bei diesen Mutter-Tochter-Gesprächen in ihr aufgestiegen war, zu verbergen. Marie sollte nicht von ihr erfahren, wie schnell Träume sich in Luft auflösen können, wie schnell das Leben einen zwingen kann, ganz andere Wege zu gehen, als man sich je gedacht hatte.

»Du kannst alles erreichen, was du willst«, hatte sie zu ihrer Tochter gesagt. »Du darfst dich nur nicht beirren lassen und dein Ziel nicht aus den Augen verlieren.«

Wie immer, wenn sie an ihre Mutter dachte, stolperte Maries Herz ein, zwei Schläge lang. Und wie immer konnte sie einen winzigen Seufzer nicht unterdrücken. Monique war vor zwei Jahren bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Sie hatte nicht mehr erlebt, wie glücklich und zufrieden ihre Tochter in ihrem Pariser Leben war. Wie sehr hätte sie sich gefreut über Maries Aussichten, demnächst die Ausbildung zur Kriminalkommissarin anfangen zu können, wie sehr darüber, dass Marie in dem Banker Thomas Berger einen attraktiven, weltgewandten

Partner gefunden hatte, den sie bald heiraten würde. Das Wichtigste war für Monique gewesen, dass Marie ihren Weg unbelastet würde gehen können. Und bis zu diesem Tag hatte es so ausgesehen, als würde dies auch geschehen.

»Drei Tage London, Maman. Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie sehr ich mich darauf freue. – Ja, ich weiß, ich sollte endlich aufhören, mit einem Foto zu reden.« Marie verzog das Gesicht zu einem schuldbewussten Grinsen. Wie lange versuchte sie sich schon abzugewöhnen, mit dem Foto ihrer Mutter zu reden, das in der Küche an dem Büfett hing, das Marie als eines der wenigen Stücke aus dem Haushalt der Mutter mitgenommen hatte. Aber es war so schwer. Wenn sie dieses Foto ihrer Mutter ansah, war ihr die lebenslustige Frau mit den dunklen Augen einfach so nah. Und die Erinnerungen an ihr gemeinsames Leben so lebendig. Sie hörte deutlich Moniques schnelle, liebevolle Stimme, mit der sie, als Marie sieben war, dieses Küchenbüfett einem Elsässer Bauern abgeschwatzt hatte. Zusammen hatten sie in einer mühevollen Aktion die vielen Farbschichten, mit denen es über Generationen hinweg malträtirt worden war, abgebeizt, bis sie schließlich auf dem Holz angekommen waren. Auf Mariens dringenden Wunsch war das hübsche Möbel anschließend liebevoll mit einer zarten hellblauen Lasur behandelt worden. Und es war eines dieser Stücke geworden, die einem sofort in den Sinn kommen, wenn man sich an einen bestimmten Ort erinnert. Für Marie gehörte das Wort »Zuhause« unbedingt mit der Erinnerung an dieses hellblaue Büfett zusammen, das den Mittelpunkt der gemütlichen Wohnküche in dem alten Fachwerkhaus in Colmar gebildet hatte.

Sie warf der hübschen Frau auf dem Foto eine Kusshand zu.

»Salut, Maman.«

»Ich wünsch dir einen schönen Tag, Marie«, schien Monique zu sagen. »Pass auf dich auf, Kind.« Wie oft hatte sie das gesagt. Als Marie sich morgens auf das Rad geschwungen hatte, um

über die kopfsteingepflasterten Straßen von Colmar zur Schule zu fahren. Als sie mit ihren Freunden in die Disko nach Straßburg gefahren war oder auf die Abiturientenreise nach Rom. Und immer wieder, wenn sie nach einem innigen Wochenende in Colmar in den Zug nach Paris gestiegen war, um in ihren Alltag als junge Polizistin zurückzukehren. Die Zeit war gekommen, in der Marie ihre Mutter nicht mehr hatte ausreden lassen.

»Natürlich pass ich auf mich auf«, war sie ihr ins Wort gefallen. »Aber du musst auch auf dich aufpassen.«

Sie hatten es sich gegenseitig versprochen. Und dann hatte sich Monique nicht an ihr Versprechen gehalten. Sie hatte auf einer Landstraße angehalten, um einem angefahrenen Kaninchen zu helfen. Und war von einem Auto, das sie übersehen hatte, erfasst worden.

Noch immer zog es Marie jedes Mal das Herz zusammen, wenn sie sich an den Anruf aus dem Krankenhaus erinnerte, in dem ihr ein fremder Arzt mitteilte, dass ihre Mutter gerade in die Klinik eingeliefert worden war, man sie aber leider nicht habe retten können. Monique Lamare war mit 55 Jahren gestorben. Viel zu jung. Viel zu früh. Marie hatte nicht nur ihre Mutter verloren, sondern auch ihre beste Freundin. Plötzlich stand sie allein da. Doch sie gestattete es der Trauer, die sie in eine dunkle Wolke der Einsamkeit zu hüllen drohte, nicht, die Oberhand in ihrem Leben zu gewinnen. Auch weil sie wusste, dass ihre Mutter das nicht gewollt hätte. Monique hatte versucht, ihre Tochter zu einer starken, selbstbewussten, lebensbejahenden jungen Frau zu erziehen. Und in diesen Tagen der Verzweiflung und des Unbehastseins zeigte es sich, dass es ihr gelungen war. Am Grab ihrer Mutter in dem alten, verwunschenen Friedhof auf einem Hügel über Colmar, von dem man weit in das grüne Land sehen konnte, versprach Marie ihrer Mutter, dass sie sich jetzt nicht aufgeben würde. Sie versprach, dass sie jeden Tag ihres Lebens bewusst und neugierig angehen und das Best-

mögliche aus dem machen würde, was ihre Mutter ihr mitgegeben hatte.

»Ich versprech dir, ich pass auf mich auf.« Marie lächelte ihrer Mutter zu, schlüpfte in ihre Uniformjacke, schloss die Balkontür, nahm die kleine gepackte Reisetasche und verließ die winzige Dachwohnung. Sie bemerkte nicht, dass durch den Schwung, mit dem sie die alte Holztür hinter sich zuknallte, das blaue Büfett erzitterte. Das Foto von Monique trudelte zu Boden. Langsam, wie die gelben Blätter des Ahorns, der vor Maries Haus stand. Marie, die das dunkle Treppenhaus, wie immer zwei Stufen nehmend, hinuntereilte, hielt auf dem Treppenabsatz zwischen dem dritten und dem zweiten Stock plötzlich inne. Stand einen Moment still. Lauschte. War da nicht ein Geräusch gewesen? Wie ein weit entfernter Schrei? Doch da war nichts zu hören. Als sie etwas am Bein berührte, zuckte sie zusammen. Doch es war nur Miou, die Katze von Madame Pigall aus dem Dritten, die vorwurfsvoll maunzend zu ihr hochsah.

»Miou, ich hab heute nichts für dich. Tut mir leid.« Erleichtert streichelte sie kurz über das glänzend schwarze Fell der Katze, das sich knisternd aufrichtete. »Wenn ich aus London zurück bin, gibt's was Leckeres. Versprochen.«

Als sie eine halbe Minute später zu Jean Marais in den Streifenwagen stieg, hatte sie den kleinen Schauer, der ihr im Treppenhaus über den Rücken gelaufen war, schon wieder vergessen. Sie ahnte nicht, dass es fast einen Monat dauern würde, bis sie wieder in ihre geliebte Wohnung und in ihr Leben zurückkehrte. Und dass dann nichts mehr sein würde wie früher.

Leon Menec stand auf der Terrasse des Schlosses und starrte auf die tiefschwarze Wolkenwand, die der Sturm über die tobenden Wellen des Atlantiks auf das Land zutrieb. Die Farbe des Meeres hatte sich in Minutenschnelle von aquamarinfarbenem Blau über giftgrelles Grün in ein drohendes Schwarz verwandelt, gekrönt von weiß schäumenden Spitzen. Möwen tanzten ihre eleganten Tänze über dem brodelnden Wasser, unbeirrt von der elektrischen Spannung, mit der sich die Atmosphäre über der felsigen Landspitze Pointe de la Torche auflud. Ein einsamer Surfer jagte auf den Wellenkämmen der felsigen Küste entgegen; er stand auf dem Board so sicher wie andere Leute auf dem Teppich in ihrer Wohnung. Mann und Brett waren eine schwerelose Einheit, die in vollendeter Leichtigkeit den Gewalten der Natur zu trotzen schienen. Leon beobachtete seinen Sohn mit einer Mischung aus Stolz und Sorge. Er liebte diesen schmalen, durchtrainierten, jungen Mann mit jeder Faser seines Herzens. War er doch wie ein Geschenk des Himmels vor zweiundzwanzig Jahren in sein Leben gekommen. Ein unverdientes Geschenk. In einer Zeit, in der Leons Leben unter der Schuld, die er auf sich geladen hatte, zu zerbrechen drohte, hatte das Baby Caspar mit seiner winzigen Hand nach Leons Finger gegriffen. Hatte ihn mit festem Griff umklammert, und es war ihm, als hätte er ihn nie mehr losgelassen. Die Erinnerung an den zaubernden kleinen Jungen, der sich mir nichts, dir nichts in sein erstarrtes Herz geschmuggelt hatte, brachte ein Lächeln auf das asketische Gesicht des großen Mannes. Caspar war seine Rettung gewesen. Der zarte Junge mit dem ungebärdigen Blondschopf und den großen blauen Augen hatte Leon wieder fest im Leben verankert. Durch ihn hatte sein Leben wieder einen Sinn bekommen. Durch ihn hatte er gelernt, mit der Schuld zu leben.

Auch wenn diese Schuld, die so drückend auf ihm lastete, in all den Jahren, die seit dem Untergang der *Helena* vergangen waren, nicht leichter geworden war.

Fünfundzwanzig Jahre war es nun her – er hatte gerade seinen vierzigsten Geburtstag gefeiert –, da hatte er auf dieser Terrasse gestanden. Im peitschenden Regen, hin und her gerissen von wilden Windböen, hatte er sich an die steinerne Brüstung geklammert und gehofft, dass alles gut würde. Der Tag war mit dem ersten Sturm des Herbstes gegangen, die Nacht hatte unter donnerndem Gebrause Mond und Gestirne verhüllt. Und dann war da plötzlich dieser neue Ton gewesen. Ganz fern zuerst, kaum vernehmbar in der Wucht der Naturgewalten, ein leises Stöhnen. Das angeschwollen war zu einem gequälten, vielstimmigen Todesschrei. Dem Schrei von zwölf Männern, die um ihr Leben gekämpft und es in der Unendlichkeit der Nacht verloren hatten. Als am anderen Morgen über der Stille des Meeres, das nach dem Sturm glatt wie ein seidenes Tuch dalag, eine glühende Sonne aufgegangen war, hatte Leon gewusst, dass er das riskante Spiel, das er gespielt hatte, gewonnen hatte. Der Todesschrei der zwölf Männer aber, die beim Untergang der *Helena* das Leben verloren hatten, würde ihn von nun an durch sein Leben begleiten. Jede Stunde. Bis zu seinem Tod.

Claire Menec stand am Fenster und beobachtete ihren Mann. Die attraktive blonde Frau, die in ihrer dunkelblauen Jeans und der weißen Bluse aussah wie ein Model, strich sich nervös eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Wie jedes Jahr am vierten September wünschte sie sich, sie könnte einfach hinausgehen auf die Terrasse, ihren Mann am Arm nehmen und in das sichere Haus zurückbringen, in dem sie seit mehr als zwanzig Jahren mit ihm lebte. Wieso konnte er nicht endlich vergessen? Sie hasste die Macht, die die Erinnerung über Leon hatte. Sie wünschte sich,

er könnte endlich aufhören, sich zu quälen. Das Leben genießen, hier und jetzt. Mit ihr. Mit Caspar. Doch sie wusste, dass sie keine Chance gegen die Erinnerung dieser Nacht hatte. Am Anfang ihrer Ehe hatte sie ein paar Mal versucht, Leon an diesem vierten September abzulenken von seinen trüben Gedanken. Sie hatte ihn nach London gelockt zu »Cats«. In die große Kandinsky-Ausstellung nach Wien. Sie hatte eine Kreuzfahrt ans Nordkap gebucht. Einen Tauchurlaub auf den Malediven. Und am Ende hatte sie eingesehen, dass nichts die Schatten der Erinnerung übertünchen konnte. Sie konnte nichts tun, als abzuwarten, bis es vorüber war. Jedes Jahr wieder.

Das Telefon riss sie aus ihren Gedanken.

»Claire Menec.« Es war der Anruf, auf den sie seit Tagen gewartet hatte.

»Heute Abend«, sagte die Stimme eines Mannes. Sie klang jung. Merkwürdig verschwommen. »Heute Abend ist der geeignete Zeitpunkt.« Einen Moment lang schloss Claire die Augen. Ihr Atem ging schneller. War das wirklich der richtige Zeitpunkt? Ausgerechnet der vierte September? Aber wieso nicht? Einmal musste es geschehen. Warum also nicht heute?

»Gut«, sagte sie. »Rufen Sie mich an, wenn es vorbei ist.«

»Und das Geld?« Der Anrufer hatte Mühe, die Worte klar herauszubekommen. Sie zögerte. War er überhaupt in der Lage, den Auftrag auszuführen? Aber sie hatte keine Wahl. Immerhin war ihr der Mann empfohlen worden.

»Sobald ich weiß, dass Sie den Auftrag erfolgreich ausgeführt haben, bekommen Sie den Rest.«

Einen Moment lang herrschte Stille. Claire fürchtete schon, dass der Mann aufgelegt hatte.

»Okay. Sie können es schon mal bereitlegen, Lady. Ich melde mich.«

Er legte auf, ohne ein weiteres Wort zu verlieren.

Als Claire das Telefon auf den gläsernen Esstisch legte, der in dem großen, mit schönen alten Möbeln bestückten Raum einen modernen Mittelpunkt bildete, wunderte sie sich, dass ihre Hand nicht zitterte. Für einen Moment berührte sie die kühle Oberfläche der Tischplatte. Wie lange hatte sie Leon damals bitten müssen, den riesigen Eichentisch, der mit seiner dunklen Schwere den ganzen Raum dominiert hatte, zu entfernen und durch das moderne, leichte Designerstück aus Glas zu ersetzen. Aber letzten Endes war es gewesen wie immer: Leon hatte sich ihrem Wunsch gebeugt.

Die vergoldete Kaminuhr schlug sechs. Für halb acht hatte Claire einen Tisch im »Café du Port« bestellt. Sie hoffte, dass Michel Dumonts berühmte Fischsuppe Leon auf andere Gedanken bringen würde. Dazu ein, zwei Gläser Rotwein aus Michels hervorragend bestücktem Weinkeller. Und die Nacht würde sich ertragen lassen. Leon würde vielleicht ein Glas zu viel trinken, wie jedes Jahr an diesem Tag, sie selbst würde wie immer nur Wasser zu sich nehmen.

»Einer muss ja einen klaren Kopf behalten«, lachte sie immer, wenn sie hastig die Hand auf ihr Glas legte und verhinderte, dass Michel nachschenkte. Dass sie in Wahrheit nichts mehr fürchtete, als die Kontrolle über sich oder die anderen zu verlieren, das wusste nur sie.

3

In dem kleinen Park hinter der Pariser Oper gab Hubert Polin der älteren Dame das Telefon zurück, der er vorgejammert hatte, dass es einen Notfall gebe und er ganz dringend telefonieren müsse. Es hatte all seine Überzeugungskraft gebraucht, die Frau

dazu zu überreden, ihm ihr Mobiltelefon zu leihen. Aber es war Hubert gelungen, den Rest jenes jugendhaften Charmes zusammenzukratzen, der ihm vor Jahren ein paar Jobs als Model in Paris beschert hatte. Lange war das her. Gefühlte hundert Jahre. Dieses andere Leben in Glanz und Glamour. Heute war Hubert ein heruntergekommener Zwanzigjähriger, drogenabhängig, krank, verloren. Sein Haar hing ihm verfilzt in die Stirn, sein Blick war stumpf, seine Haut grau. Er zitterte am ganzen Leib.

»Geht es Ihnen nicht gut?« Es war der älteren Dame anzusehen, dass ihr vor dem jungen Mann ein wenig grauste.

»Sie sollten einen Arzt aufsuchen, junger Mann.«

»Was ich brauch, krieg ich nicht vom Arzt.«

»Haben Sie denn niemanden, der sich um sie kümmert? Wenn Sie wollen, nehmen Sie doch das Telefon noch einmal und rufen Sie jemanden an. Ihre Mutter vielleicht. Oder Ihre Freundin. Sie haben doch eine Freundin?«

Hubert war genervt.

»Sorry, Lady, kann nicht mehr mit Ihnen plaudern. Muss los. Hab einen Termin. Ein Job, wissen Sie?«

Er spreizte die Finger zum Victory-Zeichen und schlenderte durch den kleinen Park, in dem die Blätter schon anfangen, sich bunt zu verfärben, davon.

Er gab sich große Mühe, gerade zu gehen. Könnte ja sein, dass die Alte aus lauter Sorge einen Krankenwagen rief, wenn sie sah, wie schwach er auf den Beinen war. Oder gleich die Polizei. Bevor er den Ausgang des Parks erreichte, drehte er sich nochmals um. Doch die Frau, die sich gerade noch Sorgen um ihn gemacht zu haben schien, war verschwunden. Wahrscheinlich schon auf dem Weg in ihre gepflegte Wohnung im achtzehnten Arrondissement. Oder zum Fünfuhrtee mit ihren reichen Freundinnen im Ritz. Hubert verzog das Gesicht. Er kramte in den Taschen seiner schmuddeligen Anzugjacke, die er vor ein paar Monaten aus einem Klamottencontainer gezogen hatte,

und fand schließlich, was er suchte. Verstohlen warf er ein paar Pillen ein. Die brauchte er jetzt auch dringend. Schließlich musste er sich konzentrieren bei seinem Job. Es durfte nichts schiefgehen, sonst würde er den Rest der Kohle nicht bekommen. Die Pillen wirkten schnell. Schon kam die Power zurück. Jetzt die Karre. Er brauchte ein Auto. Sofort. Sonst würde es nicht klappen. Er schlenderte lässig an den geparkten Autos der Rue de Chatillon entlang. Alles teure Wagen, die mit Sicherheit eine Alarmanlage hatten. Doch da, das junge Paar, das seinen alten Citroën gerade einparkte. Baujahr 1975, vermutete Hubert. Ziemlich vergammelt. Also sicher keine Alarmanlage. Das Paar holte die Kinder aus dem Auto, ein quengeliges Baby und eine maulige Fünfjährige, die darauf bestand, jetzt und zwar sofort ein Eis zu bekommen. Die jungen Eltern waren so genervt, dass sie sogar vergaßen, das Auto abzusperren.

Hubert wartete ab, bis die kleine Familie im Park verschwunden war. In das rote Auto zu steigen, es kurzzuschließen und wegzufahren, war die Sache von ein paar Sekunden. Aufatmend rückte er sich auf dem Sitz zurecht. Lief doch alles gut. Nur noch ein paar Stunden, und er konnte wieder anfangen zu leben. Er griff in seinen Hosenbund, holte eine Pistole heraus. Nicht besonders groß. Aber sie drückte ihn beim Sitzen. Er legte sie neben sich auf den Fahrersitz. Wow, im Fußraum lag der Einkauf des jungen Paares. Baguette, Obst. Und eine Flasche Whisky. Schottischer. Immerhin – Geschmack hatten sie. Er öffnete die Flasche mit den Zähnen, während er sich in den Feierabendverkehr einfädelt, und nahm einen großen Schluck. Wunderbar, wie das Feuerwasser die Kehle hinunterlief. Er machte das Radio an. Freddy Mercury sang sein ewiges Lied von der Liebe: »No One But You«. Hubert sang mit und trank weiter. Die Musik stellte er auf brüllend laut. Die Sonne ging in einem gigantischen Schauspiel hinter der Kuppel von Sacré Cœur unter. Hubert Polin, der Junkie, gab in seinem gestohlenen Auto Gas.

»Genau deswegen bin ich nach Paris gekommen.« Marie strahlte Jean an, als sie aus dem kleinen Tabakladen kamen, in dem es mal wieder einen Diebstahl gegeben hatte.

»Dieses Licht, diese Luft. Gott, ist das eine herrliche Stadt.« Sie sah sein Grinsen. »Lach mich nicht aus. Ich weiß, dass ich das schon tausendmal gesagt habe. Aber ich kann nichts dafür. Mann, Jean, es ist einfach so geil hier.«

Jean lachte laut auf. Maries ungetrübte Begeisterung für Paris amüsierte ihn jedes Mal. Natürlich war es ihm klar, dass ein Mädchen aus der Provinz die Stadt, in der er aufgewachsen war und die er wie seine Jeanstasche kannte, mit anderen Augen sah als er. Aber auch noch nach fünf Jahren? Sie hatte es in ihrem Job doch nun wahrlich nicht mit den glamourösen Seiten der Stadt zu tun, im Gegenteil. Es waren die finsternen, trostlosen Ecken, in die man sie rief.

Vom ersten Tag an, als sie ihm auf dem Streifenwagen zugeteilt worden war, hatte er diese junge Kollegin gemocht. Nicht nur weil sie sich so offen und unverhohlen darüber freute, einen Job als Polizistin in Paris ergattert zu haben, sondern weil sie ihr Leben so begeistert und optimistisch in die Hand nahm. Obwohl sie in dieser Kleinstadt im Elsass aufgewachsen war, hatte sie sich keine Sekunde vom Pariser Großstadtleben einschüchtern lassen. In allem konnte sie etwas Positives sehen. Ihre winzige Dachwohnung, die jedem anderen Beklemmungen einjagen würde, hatte sie zu ihrem Vogelnest über den Dächern von Paris erklärt, die Touristenmassen, die sich Tag für Tag durch die Straßen wälzten, sah sie als eine ständige Liebeserklärung an ihre Stadt an, und selbst wenn sie im Verkehrschaos wieder einmal stecken blieben, ließ sie sich nicht aus der Ruhe bringen, sondern sah es als willkommene Gelegenheit, sich mit den Schön-

heiten der Häuser im Detail vertraut zu machen. Und auch wenn sie die untergehende Sonne über Sacré Cœur schon Hunderte von Malen gesehen hatte, für Marie war es jedes Mal ein Ereignis, in das man sich schwelgend fallen lassen konnte. Ihre braunen Augen glühten, ihr hübsches Mädchengesicht strahlte vor Lebensfreude.

»Was ich allerdings nicht verstehe, wenn du Paris so herrlich findest: Wieso fliegst du dann heute schon wieder nach London? London, Marie. Grau. Verregnet. Dreckig. Und dieses Essen ...«

Jean wusste genau, dass sie nicht der Stadt wegen nach London fliegen würde.

»Mir wäre es doch auch lieber, wenn Thomas hier arbeiten würde. Aber was soll ich machen? Der Mann meines Lebens hat seinen Traumjob nun mal in London gefunden. Also gibt's am Wochenende eben Fish und Chips.«

Sie stiegen in den Streifenwagen. Noch zwei Stunden, und Marie würde im Flieger zu ihrem Liebsten sitzen. Sie seufzte leise. Klar, das war kein idealer Zustand, diese Wochenendbeziehung diesseits und jenseits des Ärmelkanals. Aber Thomas hatte den Job als Banker gerade erst angetreten, als er Marie auf einem Fest kennenlernte. Er hatte lange auf so eine Chance gewartet, und Jobs dieser Art waren nun mal rar. Er konnte ihn nicht so einfach aufgeben, nur weil er sich in eine Frau verliebt hatte, die zufällig in Paris wohnte. Und Marie war nun mal Polizistin. Sie konnte in England nicht arbeiten. Mal ganz abgesehen davon, dass sie überzeugt war, dass sie sowieso nirgendwo anders als in Paris würde leben können. Es war schon erstaunlich, wie innerhalb eines Jahres aus dem jungen Mädchen aus der Provinz, das eine traumhafte Kindheit zwischen Weinbergen und alten Obstgärten verbracht hatte, mit Hunden und Katzen, dem Kaninchen Rosalie und der zahmen Elster Hanna, die aus dem Nest gefallen war und von Marie großgezogen wurde, eine richtige Großstadtbewohnerin geworden war. Eine Pariserin, die sich au-

ßerhalb ihres Dienstes lässig durch die Straßen der Stadt bewegte, als hätte sie nie woanders gelebt. Manchmal, wenn sie abends in ihr Vogelnest über den Dächern der Stadt zurückkehrte und sich mit einem Glas Wein auf den Balkon setzte, der die Größe eines Puppenwagens hatte, schickte sie ein kurzes Dankgebet zum Himmel. Wer auch immer dafür verantwortlich war, dass sie es im Leben so gut getroffen hatte, sie war ihm unendlich dankbar. Toller Job, tolle Wohnung, toller Mann, das alles in der Stadt ihrer Träume. Was wollte sie mehr? Der einzige Schmerz, den sie in ihrem Herzen verborgen mit sich trug, war die Tatsache, dass ihre Mutter nicht mehr bei ihr war.

»Wie wär's, wenn ich den Bericht schreibe, und du fährst gleich zum Flughafen?« Jeans Stimme riss Marie aus ihren Erinnerungen. Wie nett dieser Mann war. Fast wie ein Bruder, der sich um seine kleine, verliebte Schwester kümmerte. Dabei hatte er doch selbst vor, übers Wochenende wegzufahren. Seit sein Vater einen Schlaganfall erlitten hatte, versuchte Jean, seine Eltern, die in der Nähe von Vichy wohnten, so oft wie möglich zu besuchen.

»Quatsch, wir machen das schnell zusammen. Dann kommen wir beide gleichzeitig weg.«

»Aber es würde mir nichts ausmachen, ich ...«

Marie legte die Hand auf Jeans Unterarm, grinste ihn an.

»Du bist süß, Jean, aber es ist nicht nötig, dass du mir zuliebe immer die Drecksarbeit machst.«

Marie wusste, wie sehr Jean, der mit Leib und Seele Streifenpolizist war, es hasste, am Computer zu sitzen und Berichte zu schreiben. Sein Ding war die Straße. Hier fühlte er sich wohl, hier konnte er das tun, was ihm am meisten lag: mit Menschen umgehen. Mit harmlosen Passanten, kleinen Gaunern, Touristen, Jugendlichen, Kindern. Das war die Welt, in der er sich wohl fühlte, sein Zuhause. Er hatte nie geheiratet, aber immer das Gefühl gehabt, eine Familie zu haben. Sie lebte auf den Straßen und Plätzen von Paris.

Während sie sich durch die enge Rue d'Anjou quälten, um von ihr aus in den Boulevard Hausmann einzubiegen, in dem ihr Polizeirevier lag, achtete Jean nicht weiter auf den alten dunkelroten Citroën, der ihnen entgegenkam. Marie allerdings sah kurz den jungen Mann, der den Citroën steuerte.

»Hey, hast du das gesehen? Ich glaube, der hat grade einen fetten Schluck aus einer Whiskyflasche genommen. Ich dreh um; den sehen wir uns an.«

Jean sah auf die Uhr.

»Dann kannst du deinen Flieger aber vergessen. Komm, lassen wir ihn laufen. Wahrscheinlich war das gar kein Whisky.«

»Du meinst, der Typ trinkt Apfelsaft aus einer Whiskyflasche?«

Es war klar, dass er keine Lust hatte, den Übeltäter zu verfolgen.

»Ich sag den Kollegen Bescheid. Hast du die Nummer von dem Typen gesehen?«

Marie schüttelte den Kopf. »Aber es war ein Citroën, ziemlich altes Modell. Dunkelrot. Er muss wenigstens überprüft werden.«

Plötzlich schauderte es sie.

»Ich hab keine Ahnung, aber vielleicht ... Wenn es wirklich Whisky war ... Der Typ ist vielleicht gefährlich. Ich will nicht, dass er am Ende jemanden totfährt, bloß weil wir ihn nicht gestoppt haben.«

»Frauen! Dass ihr immer gleich an das Schlimmste denkt. Wahrscheinlich hat der Typ seinen Wagen schon längst abgestellt und liegt mit seiner Liebsten in der Falle. Es ist Freitagabend, Marie. Wieso sollten wir ihm den Spaß verderben?«

Marie runzelte die Stirn. Sie drehte sich um, versuchte, das Auto noch zu sehen. Doch der rote Citroën war verschwunden.

»Okay, wahrscheinlich hast du mal wieder recht.« Sie steuerte den Streifenwagen in den Hof des Polizeireviers.

In Gedanken war sie schon bei Thomas in London.

Der Sturm hatte die französische Westküste erreicht. Die Wellen krachten meterhoch an die felsige Küste, erreichten sogar die Terrasse des trutzigen Schlosses, in dem Leon mit seiner kleinen Familie lebte. Im düsteren Zwielflicht des Gewitters, aus dem giftig die Blitze schlugen, sah es aus wie die Location eines amerikanischen Vampirfilms. Eine Sekunde bevor sich auch die Schleusen des Himmels öffneten und der Regen Leon Menec durchnässen konnte, öffnete er die schmale hohe Terrassentür einen Spalt breit und schlüpfte ins Innere des Schlosses. Nachtschwarz war es mit einem Mal geworden, kaum einen Meter weit konnte man noch sehen. Alles versank in den Fluten des Wolkenbruchs. Nie war die Bezeichnung dieser westlichsten, französischen Region »Finistère« so gerechtfertigt wie in solchen Momenten. Hier hörte die Welt tatsächlich auf. Nichts war mehr zu sehen. Die felsige Küste nicht mehr, die weiten Sandstrände nicht und auch nicht das Meer, dessen Farbe und Substanz sich nun mit den Fluten des Himmels zu verbinden schienen.

Im Kamin prasselte ein Feuer, ein paar Kerzen brannten auf dem Tisch, die kleinen Lampen mit den geblühten Schirmen, die auf den Beistelltischen neben den gemütlichen Sofas standen, verbreiteten eine Wärme, die im krassen Gegensatz zur tobenden Natur draußen stand.

Leon schenkte sich ein Glas des alten Armagnacs ein, den er letztes Jahr von seinen Angestellten in der Fischfabrik zum Geburtstag bekommen hatte. Gerade als er das Glas zum Mund führen wollte, krachte etwas mit großer Wucht gegen eines der Fenster. Das Glas drohte ihm aus der Hand zu rutschen. Doch schon hatte er sich wieder in der Gewalt. Es war sicher nur eine starke Windböe gewesen, die am Fenster gerüttelt hatte, oder

ein großer Schwall Regen. Trotzdem ging er zum Fenster, versuchte in der Schwärze des Unwetters etwas zu erkennen. Lag da nicht etwas vor dem Fenster? Etwas Dunkles? Er zögerte. Trank einen Schluck Armagnac. Es war plötzlich sehr heiß im Salon. Er lockerte die Krawatte. In einem plötzlichen Entschluss öffnete er die Terrassentür. Schlüpfte noch einmal hinaus auf die Terrasse. Die wütende Wucht des Unwetters nahm ihm den Atem, der Sturm drückte ihn gegen die Mauern des Schlosses. Und da sah er, dass es ein großer Rabe war, der im Sturm gegen das Fenster geschleudert worden war. Mit ausgebreiteten Flügeln lag er da. Der Aufprall am Fenster musste ihm das Genick gebrochen haben. Sein Kopf lag unnatürlich verrenkt neben seinem Körper, die Augen blickten starr in den Regen. Das glänzende Gefieder wurde durch den Sturm zerrupft. Das Tier war eindeutig tot. Leon konnte den Blick nicht von dem Vogel wenden. Obwohl er wusste, dass er ihm nicht mehr helfen konnte, tastete er sich, gegen den Wind ankämpfend, an der Mauer entlang hin zu ihm. Es war, als würde ihn etwas unwiderstehlich zu dem Tier hinziehen. Als er es erreicht hatte, bückte er sich und streckte die Hand nach dem Raben aus. Er musste ihn berühren. Er musste ihn wegschaffen aus dem Unwetter, er musste ... In diesem Augenblick, seine Finger erspürten schon fast das nasse Gefieder des Vogels, ging ein Ruck durch das Tier. Es hob seinen Kopf. Seine schwarzen Augen starrten Leon an. Der Rabe breitete die Flügel aus und entschwand im Bruchteil einer Sekunde in der Schwärze des Regens. Leon rang nach Luft. Obwohl er sich sagte, dass er sich eben getäuscht hatte, dass der Rabe durch den Aufprall am Fenster wohl nur bewusstlos gewesen war, konnte er nicht verhindern, dass ein Schauer durch seinen Körper kroch. Sein Blick bohrte sich in die Dunkelheit, in der sich der Rabe längst verloren hatte. Es gefiel ihm nicht, dass ihn der Anblick des schwarzen Vogels so aus der Fassung gebracht hatte. Raben galten in der Mythologie als weise Vögel,

als Begleiter der Götter. Es gab nicht den geringsten Grund für die Unruhe, die in ihm aufstieg. Mal ganz abgesehen davon, dass er sowieso nicht an diesen ganzen mystischen Blödsinn glaubte. Für Leon gab es nur das, was er sehen konnte. Und berühren. Die Realität, in der er lebte, nichts weiter. Jeden, der an Zeichen glaubte oder an übersinnliche Zusammenhänge oder mystische Bedeutungen, hielt er für irrational. Und belächelte ihn insgeheim. Das Hier und Jetzt war das Einzige, was ihn interessierte. Diese siebzig oder achtzig Jahre, die der Mensch auf Erden wandelte, auf sie allein kam es an. Danach würde nichts mehr kommen, da war er sich sicher. Umso wichtiger war es für ihn, war es immer gewesen, das Beste aus diesem Leben zu machen. Man hatte nur diese eine Chance.

Als sich sein Atem wieder normalisiert hatte, schalt er sich leise einen Narren. Sich so von einem Vogel erschrecken zu lassen. Gott sei Dank hatte Claire ihn nicht gesehen in dieser Situation. Leon war es wichtig, dass seine Frau nicht an seiner Stärke zweifelte. Er war verantwortlich für sie. Sie sollte sich sicher bei ihm fühlen. Geborgen. Ein Mann durfte keine Schwäche zeigen, das war sein Credo.

Claire schlug die Augen auf. Sie lag, umhüllt von duftendem Schaum in ihrer überdimensionalen Badewanne. Nur ein kurzes, wärmendes Bad hatte sie nehmen wollen, bevor sie mit Leon zum Essen ausging. Und war dann doch ein wenig eingenickt. Diese Zeit zwischen Sommer und Herbst machte ihr schon immer zu schaffen. Die Ahnung des kommenden Winters mit seinen endlosen Regentagen, mit den Stürmen, die über das Land fegten, den kurzen Tagen, den kalten, feuchten Nächten, lag ihr schwer auf der Seele. Auch wenn der September immer wieder diese schönen Tage brachte mit dem stimmungsvollen Spätsommerlicht und den wärmenden Sonnenstrahlen – Claire war es immer, als sei in ihr Inneres schon der Frost eingekehrt. So oft sie

konnte, legte sie sich ins heiÙe Wasser, kuschelte sich mit einer dicken Kaschmirdecke in einen Sessel, trank heiÙen Tee.

»Kleine Frostbeule«, nannte Leon sie zärtlich. Und schenkte ihr ein ums andere Mal dicke Pullover, Stricksocken, Mützen und Handschuhe und Schals, in die sie sich dankbar hüllte.

»Nur noch fünf Minuten.« Sie ließ heiÙes Wasser zulaufen, schloss wieder die Augen. Wie schwer es jedes Mal war, aus der Geborgenheit der Wanne aufzustehen. Schon der Gedanke daran, in diese Nacht hinauszumüssen, ließ sie erschauern. »Nur noch fünf Minuten.«

Leon klopfte zum zweiten Mal an die schwere Eichenholztür. Vermutlich hatte Claire ihn nicht gehört. Er wartete. Niemals war er in den Jahren seiner Ehe in Claires Badezimmer getreten, ohne vorher anzuklopfen. Nicht dass seine junge Frau das etwa von ihm verlangt hätte. Es war Leon von Anfang an ein Bedürfnis gewesen, Claire zu zeigen, dass er sie respektierte. Dass sie ihren Freiraum hatte, auch wenn sie verheiratet war. Vielleicht war es auch ein unbewusstes Schamgefühl gewesen, das Leon zu dieser deutlichen Rücksichtnahme veranlasst hatte. Immerhin war Claire gerade mal achtzehn Jahre alt gewesen, als er sie geheiratet hatte. Nur ein paar Jahre älter als seine Tochter Eva. Fast noch ein Kind. Auch wenn sie damals schon mit Caspar schwanger gewesen war. Er wusste, dass ihn die Leute schief ansahen, als bekannt wurde, dass er kurz nach der Trennung von seiner Frau Sabine die junge Claire heiratete und sie auch noch bald darauf ein Kind von ihm bekam.

»Was will sie von dem alten Kerl?«, fragten sich die Leute.

»Es geht ihr doch nur ums Geld.«

»Das hält nicht lange. In fünf Jahren sind sie wieder geschieden.«

»Er macht sich doch zum Narren, sich auf so ein junges Ding einzulassen.«

Aber wie egal war ihm das damals alles gewesen. Dieses junge Mädchen, in das er sich verliebt hatte und das seine Liebe erwiderte, hatte ihm den Weg zurück ins Leben gezeigt. Mit ihrer Lebenslust, mit ihrem Lachen, ja auch mit der naiven Schamlosigkeit, mit der sie Leons sexuelle Leidenschaft wieder entfacht hatte und auch heute, vierundzwanzig Jahre später, immer noch entfachte.

»Komm rein.«

Er öffnete die Tür und blieb stehen. Wie so oft wurde er von ihrem Anblick überwältigt. Im schimmernden Licht einer Fortuny-Lampe stand Claire in der Wanne wie die schaumgeborene Venus. Ihr Körper war immer noch straff und makellos, ihre kleinen Brüste perfekt gerundet, ihre Hüften fast knabenhaft schmal. An den langen Beinen lief der Schaum hinunter, während sie sich die Haare trockenrubbelte.

»Es ist schon fast sieben. Ich hab befürchtet, dass du mal wieder eingeschlafen bist.«

»War ich auch«, lachte sie leise. »Du kommst gerade richtig.«

Er kam auf sie zu. Nahm das Handtuch, das auf dem Stuhl neben der Wanne lag, hielt es hoch. Sie stieg aus der Wanne und ließ sich von ihm mit einem leisen Seufzer in das Handtuch hüllen. Leon trocknete seine Frau mit sanften Bewegungen ab. Folgte behutsam den Linien ihres Körpers. Und konnte sich nicht dagegen wehren, dass die Erregung in ihm erwachte.

Claire spürte Leons wachsende Lust. Sie drängte sich eng an ihn. Öffnete das Handtuch, ließ es zu Boden rutschen. Sie zog ihn auf die Chaiselongue, die in der Nähe des Fensters stand, gegen das noch immer der Regen prasselte. Sie lächelte zufrieden, als Leon wenig später mit einem Seufzer in sie eindrang. Wie gut, dass er sie immer noch begehrte. Wie gut, dass sie es schaffte, ihn wenigstens für eine Weile die Erinnerungen an jenen vierten September vergessen zu lassen. Die Kerzen flackerten unruhig, während Leon Menec seine Frau liebte. Er merkte

nicht, dass sie mit den Gedanken nicht bei ihm war. Auch nicht, dass die leisen erregten Seufzer heute nicht ganz echt klangen.

6

Als wäre sie durch eine geheimnisvolle Macht gegen das Wüten des Sturms gefeit, schritt die weiß gekleidete Frau durch den kleinen Eichenwald. Wie ein weißer Schatten folgte ihr Merlin, ihr Hund, auch er unbeeindruckt vom bösen Geheul des Windes, der fauchend an den alten Bäumen riss, die seit Jahrhunderten in den bretonischen Himmel ragten.

Die Leute in der Gegend glaubten, dass Céline Marchand eine Druidin war. Eine weise Frau, die über Wunderkräfte verfügte und in einer mystischen Verbindung zu den Naturgöttern stand. Ihre alterslose Schönheit, der tiefe Blick aus ihren schwarzen Augen, mit dem sie den Menschen in die Seele zu blicken schien, ihr Wissen um die Heilkräfte der Natur, das alles machte sie zu einer geheimnisumwitterten Außenseiterin, der man sich jedoch in der Not anvertrauen konnte und von der man sich egal bei welchen Leiden auch immer Linderung erwarten konnte. Schon lange wunderten sich die Bewohner des kargen Landstrichs am Ende der Welt nicht mehr, wenn sie Céline in ihrem weißen langen Kleid bei jedem Wetter in den Wäldern begegneten. Während die anderen sich Schutz suchend in ihre Häuser flüchteten, schien sich Céline mit den Gewalten der Natur geradezu zu verbünden. Weder der Sturm noch der peitschende Regen schien ihr je etwas anhaben zu können. Unbeirrt ging sie unter den alten Eichen ihren Weg, deren dicke Äste unter der Wucht der Windböen ächzten und knirschten. Blätter wirbelten um sie herum, kleine Äste wurden vom Sturm herabgerissen

und fielen dicht neben ihr zu Boden. Doch nichts davon konnte Céline etwas anhaben. Hin und wieder bückte sie sich, sammelte herabgefallene Mistelzweige in ihren Korb, schabte ein wenig graues Moos von einem Baum und barg es in einer weißen Papiertüte. Auch die Blätter der Maiglöckchen schnitt sie mit ihrem kleinen Messer ab und legte sie in den Korb. Sie ließ ihren Blick über das graue Meer schweifen, lauschte dem Branden der Wellen, dem Tosen des Sturms. Ihr Blick war furchtlos, ihre Haltung aufrecht. Es war schon lange her, dass Céline ihre Angst verloren hatte. Es gab nichts mehr, wovor sie sich fürchtete. Wieso auch? Ihr Herz war vor vielen Jahren gebrochen, damals, als sie die schwerste Entscheidung ihres Lebens getroffen hatte. Damals hatte sie eine kurze Zeit gedacht, dass sie nicht würde weiterleben können mit der ungeheuren Schuld, die sie auf sich geladen hatte. Sie hatte gehofft, dass eine gnädige Macht sie von ihrem irdischen Dasein befreien würde. Doch sie hatte weiterleben müssen. Tag für Tag. Und Nacht für Nacht. Einsam unter den Menschen, die sie verehrten und achteten. Irgendwann hatte sie begriffen, dass dieses Leben an diesem Ort die Strafe war für ihren fürchterlichen Entschluss. Sie hatte gelernt, damit zu leben. Auch wenn sie sich jeden Morgen aufs Neue darüber wunderte, dass es sie noch gab in dieser Welt.

Merlin blieb plötzlich stehen. Ein leises grollendes Knurren war zu hören. Der große Hund stand stocksteif da. Die Haare auf seinem Rücken waren zu einem Kamm aufgestellt. Irgendetwas beunruhigte ihn. Céline blieb ruhig.

»Da ist nichts, Merlin.«

Das Knurren wurde lauter. Drohender. Céline sah sich um. Was hatte der Hund? Seit er vor mehr als zehn Jahren vor ihrer Tür gestanden hatte, war er nicht mehr von ihrer Seite gewichen. Und noch nie hatte er bei ihren Wanderungen Anzeichen von Angst gezeigt.

Ihre Hand kralte seinen Nacken. Sie spürte das unruhige Vibrieren seiner Muskeln. Der ganze Hund stand unter Spannung.

»Du wirst dich auf deine alten Tage doch nicht zum Angsthasen entwickeln. Da ist nichts. Nur ein wenig Wind. Das kennst du doch. Jetzt komm, lass uns weitergehen. Die Lilien am Menhir müssten inzwischen verblüht sein. Ich will mir ihre Samen holen.«

Sie versuchte den Hund an seinem Halsband mit sich zu ziehen. Doch er stand da, als sei er in der Erde verwurzelt.

»Was ist denn heute los mit dir?« Sie zögerte. Was hatte der Hund? War heute irgendetwas anders als sonst? Sie sah sich um. War da etwas in der Undurchdringlichkeit des Waldes? Ein Wildschwein? Ein Hirsch? Vielleicht einer der Wölfe, die ein paar Wanderer kürzlich in der Gegend gesehen zu haben glaubten und von denen man annahm, dass sie aus den Pyrenäen heruntergekommen waren und sich hier ansiedeln wollten? Doch sie konnte nichts erkennen und beschloss, einfach weiterzugehen. Der Hund würde ihr schon folgen, wenn er sah, dass sie nicht auf ihn wartete. Sie ging davon. Schon konnte sie am Horizont den aufragenden Menhir von Kerloas erkennen, um den wie eine schwarze Wolke ein paar Raben im Sturm tanzten. Als unerwartet ein gewaltiger Blitz neben ihr in eine Eiche einschlug, die sofort in hell lodernden Flammen aufging, war die Wucht des Einschlags so groß, dass sie zu Boden geschleudert wurde. Der Korb wurde ihr aus der Hand gerissen und davongeweht. Ein ohrenbetäubender Donnerschlag folgte und zerriss ihr fast das Trommelfell. Und dann war es plötzlich still. Der Sturm hatte sich von einer Sekunde auf die andere gelegt. Der Regen hatte aufgehört. Nur das Brausen der Flammen, die den alten Baum zu einer weithin leuchtenden Fackel machten, war zu hören. Céline lag auf dem Boden, unfähig sich zu rühren. Sie starrte in den brennenden Baum. Und da war plötzlich dieser

stechende Schmerz in ihrem Herzen. Dieser Schmerz, den sie tief in sich verborgen währte, fast vergessen hatte. Er war wieder da. Und das betäubende Gefühl, dass etwas Furchtbares geschehen würde. Irgendetwas war anders an diesem Tag, der sich viel zu früh in die Dunkelheit der Nacht gehüllt hatte. Etwas Drohendes schien in der Schwärze verborgen. Etwas, das ihr den Atem nahm. So lange hatte sie dieses Gefühl nicht mehr gehabt. Wie ein dunkles Tuch legte sich eine bedrückende Ahnung um sie. Es würde etwas passieren. Etwas Schreckliches. Sie wollte aufschreien. Doch der Schrei blieb ihr in der Kehle stecken. Wie gelähmt lag sie am Boden. Merlin drückte sich zitternd an sie. Als sie den Tropfen auf sein weißes Fell fallen sah, wusste sie, dass sie weinte. Was immer auch geschehen würde, sie würde es nicht verhindern können.

7

Über Paris lag der Zauber eines Spätsommerabends. Die Stadt lag da, in mildes Licht getaucht, wie ein impressionistisches Gemälde. Selbst der Lärm des Großstadtverkehrs schien gedämpft durch die samtene Stimmung.

Paul Racine kam auf seinem Motorrad durch eine enge Nebenstraße gefahren. Er war ein wenig zu schnell und wie immer ein wenig zu spät. Im letzten Moment hatte er bei einem Blumenstand angehalten und einen überdimensionalen, vielfarbigen Strauß Rosen erstanden, den er unter seinen rechten Arm geklemmt hatte. Er hielt vor dem fünfstöckigen alten Bürgerhaus, in dem seine Freundin Sara wohnte, stieg ab, nahm den Helm vom Kopf und fuhr sich durch die ungebürdigen Haare. Er wollte gerade klingeln, da öffnete sich die Tür, und Sara stand vor ihm.

»Zu spät, wie immer.« Sara versuchte, ihn mit einem bösen Blick anzusehen. Doch als sie den zerknirschten Ausdruck auf seinem Gesicht sah, war es wieder einmal um sie geschehen.

»Ich hab im Stau gestanden, tut mir leid.«

Stau! Sie wusste ganz genau, dass er sich mal wieder nicht von seiner Arbeit hatte lösen können. Wie oft hatte sie sich schon vorgenommen, ihm diese kleinen Unpünktlichkeiten nicht mehr zu verzeihen. Doch wenn er dann vor ihr stand und sie mit seinen dunkelblauen Augen um Verzeihung heischend anblickte, war es immer das Gleiche. Sie konnte ihm einfach nicht böse sein.

Sie warf sich ihm in die Arme, drückte ihm einen heftigen Kuss auf die Lippen. Er lachte, hielt sie ein wenig von sich weg, sah in das schöne junge Gesicht mit dem ausdrucksvollen Mund, den sie wie immer ein wenig zu rot geschminkt hatte, und den großen blauen Augen, die strahlten wie die eines Kindes.

»Unfassbar, dass du schon dreiundzwanzig bist. Du siehst immer noch aus wie achtzehn.«

»Wie achtzehn. Danke für das Kompliment. Du hast keine Ahnung, wie ich mit achtzehn ausgesehen habe. Ich war grausam fett, hatte Pickel und trug dauernd diese bunten Hippiekleider und den fürchterlichen Federschmuck, den man auf dem Flohmarkt am Montmartre für einen Euro kaufen konnte. Hippieklamotten! Das musst du dir mal vorstellen. Ich war so was von out.« Sie umarmte ihn lachend. Er drückte ihr die Rosen in die Arme.

»Sah bestimmt süß aus. Happy birthday! Ich wünsche dir alles Gute, mon amour. Mögen alle deine geheimen Träume in Erfüllung gehen!«

»Das Einzige, was ich mir wirklich wünsche, kann mir nur einer erfüllen. Und der weigert sich.« Sara verzog ihren hübschen Mund zu einer Schnute. Paul verkniff sich einen Seufzer. Nicht schon wieder. Sie hatten das Thema schon so oft durchgekaut. Er hatte keine Lust, schon wieder darauf einzugehen.

Nicht an diesem herrlichen Abend. Nicht an Saras Geburtstag. Es war sowieso sinnlos. Sie wollte ihn ja doch nicht verstehen.

»Komm jetzt, die anderen warten schon.« Er drückte ihr den zweiten Helm, den er immer dabei hatte, in die Hand. Sie zögerte nur einen Moment. Doch eigentlich hatte sie auch keine Lust, sich ihren Geburtstag mit einem Streit zu verderben. Heute wollte sie nur mit ihren Freunden feiern. Und morgen würde sie wieder versuchen, Paul doch noch von seinem absurden Plan abzubringen. Sie hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, dass er in Paris bleiben würde. Bei ihr. Vielleicht, wenn sie ihn ein wenig erpresste? Ihm drohte, sich einen anderen zu suchen, wenn er sie hier einfach zurückließ? Sie wischte die Gedanken mit einem Kopfschütteln weg. Heute war ihr Geburtstag. Und der sollte wie immer der schönste Tag des Jahres werden.

Als Paul den Schlüssel in das Schloss steckte und die Maschine anließ, fiel Saras Blick auf diesen seltsamen Anhänger, der an einem Ring baumelte. Paul hatte ihr erklärt, dass es eine Nachbildung des Menhirs von Kerloas war. Komisch. Solche Dinger konnte man wahrscheinlich in jedem blöden Souvenirladen kaufen. Es war nichts anderes als Kitsch. Dass ein seriöser Wissenschaftler wie Paul, der sich beruflich mit den Geheimnissen der Menhire und Steingräber in der ganzen Welt befasste, sich so ein blödes Ding an den Schlüssel hängte, konnte sie nicht verstehen. Er hatte etwas von einem Erinnerungsstück gemurmelt, als sie ihn einmal darauf angesprochen hatte. Und dass sie ihm doch einfach seine sentimentale Ecke lassen sollte. Sara hatte sich gefügt. Irgendwann würde sie schon herausbekommen, welche Frau ihm diesen Kitsch geschenkt hatte.

Hubert Polin trank den letzten Schluck Whisky aus der Flasche und zündete sich eine Zigarette an. Das Streichholzheftchen, von dem er längst vergessen hatte, wie es in die Tasche seiner

Jacke gekommen war, ließ er achtlos zu Boden fallen. Er starrte auf das Foto, das auf dem Beifahrersitz des roten Citroën lag. Sah gar nicht unsympathisch aus, der Typ. Bisschen jung für einen Universitätsdozenten vielleicht. Keine Ahnung. Was wusste ein Junkie wie er schon davon, wie man in der Uni Karriere machte? War vielleicht einer von diesen Überfliegern. Sicher hatte er nichts anderes im Kopf als seine Forschung. Archäologe sollte er sein. Soweit Hubert wusste, hatte das was mit altem Zeug zu tun. Tempeln und Ruinen oder so. War aber auch egal. Er hatte einen Auftrag, und den würde er heute ausführen. Er musste ihn ausführen. Weil er nur dann die zweite Hälfte der Kohle bekommen würde. Er nahm die Pistole in die Hand, die er gestern von einem Kumpel erhalten hatte. Ganz schön schwer, das Ding. Ob er überhaupt damit umgehen konnte? Aber sein Freund hatte ihm versichert, dass sogar ein Blinder mit dieser Waffe treffen würde. Und treffen musste er. Das war klar. Er sah auf seine billige Plastikuhr: kurz vor sechs. Er musste los. In ein paar Minuten würde alles vorbei sein. Und morgen würde er sich schon mit dem restlichen Geld auf den Weg nach Indien machen. Dort würde er ein neues Leben beginnen. Weit weg von hier. Da, wo niemand etwas wusste von ihm. Alles würde anders werden. Besser. Natürlich besser. Denn schlechter als jetzt konnte es ihm gar nicht gehen. Nur ein kurzes Zögern noch, dann ließ er den Motor des alten Autos an. Und fädelt sich in den dichten Feierabendverkehr ein.

Marie sah nervös auf die Uhr, als sie mit Jean aus dem Polizeirevier kam. Kurz vor sechs. Um acht ging der Flieger nach London. Nicht viel Zeit, um im Feierabendverkehr zum Flughafen Charles de Gaulle zu kommen. Sie hatten für den Bericht über den Diebstahl in der Rue Lombard doch länger gebraucht, als Marie gedacht hatte. Und jetzt musste sie zusehen, dass sie wegkam. Sie sah sich nach einem Taxi um. Aber sie hätte sich ge-

nauso gut eine Sänfte wünschen können. In Paris um diese Zeit ein Taxi zu bekommen, war komplett unmöglich. Eine Riesenstadt wie Paris, eine Weltmetropole, und es gab einfach zu wenig Taxis. Sie fluchte leise vor sich hin. Wieso hatte sie sich nicht längst das kleine Auto gekauft, von dem sie in solchen Momenten immer träumte? Sicher, es war ein Wahnsinn, in Paris ein Auto zu haben. Immer Stau, nie ein Parkplatz. Es würde sowieso die ganze Zeit unbenutzt herumstehen. Bis auf diese Zeiten, an denen sie zum Flughafen musste, um ihren Liebsten zu treffen.

»Steig schon ein, ich fahr dich hin.« Jean hielt die Beifahrertür des Streifenwagens auf. Marie wollte dankend abwehren. Sie wollte Jean nicht den Feierabend verderben. Von der Stadtmitte zum Flughafen und wieder zurück würde es ihn mindestens zwei Stunden kosten. Das wollte sie ihm nicht antun.

»Danke, das ist lieb. Aber ich nehm den Bus.«

Doch Jean ließ nicht locker. Er war Marie dankbar dafür, dass sie ihn mit dem Bericht nicht allein gelassen hatte. Ohne sie würde er immer noch an der alten elektrischen Schreibmaschine sitzen, um mit seinem Zwei-Finger-Suchsystem die Aussagen der Tabakladenbesitzerin Madame Deneuve aufzuschreiben. Er hasste diese Schreibtischarbeit. So wie er es überhaupt hasste, in ein Büro eingesperrt zu sein. Sein Ding war der Dienst auf den Straßen. Dass er gezwungen war, täglich einen Bericht darüber zu schreiben, hatte er schon immer als eine persönliche Schikane empfunden. Nicht zuletzt deswegen hatte er es von Anfang an genossen, Marie als Kollegin an seine Seite gestellt bekommen zu haben. Marie, die sich ausdrücken konnte, der die Worte nur so aus den Fingern in die Maschine zu fließen schienen. Die ihn nie allein ließ mit dieser ungeliebten Aufgabe. Schon dafür würde er sie zum Flughafen fahren. Er hätte sie auch persönlich nach London getragen, wenn sie es von ihm verlangt hätte.

»Los jetzt, sonst verpasst du den Flieger wirklich noch. Und

ich kann dann am Montag wieder deine schlechte Laune ausbaden, weil du am Wochenende keinen Sex bekommen hast.«

»Ich fahre nach London, weil ich mir ein paar Musicals ansehen will. Und in die Tate Gallery will ich auch.«

»Klar. Und ansonsten wirst du gepflegt Tee trinken und diese abscheulichen Gurkensandwiches essen. Schon kapiert.«

Das vertraute Geplänkel zwischen ihnen setzte sich fort, als Jean losfuhr. Marie lehnte sich entspannt in ihrem Sitz zurück. Ein bisschen mehr als drei Stunden noch, und sie würde mit Thomas im Bett liegen. Kein Musical, keine Ausstellung, das ganze Wochenende würden sie die Wohnung nicht verlassen. Sie würden den besten Sex des Königreichs haben. Dazwischen fernsehen. Essen vom Chinesen in sich hineinstopfen und dann wieder übereinander herfallen. Als ihr ein leiser Seufzer der Vorfreude entschlüpfte, sah sie verlegen zu Jean hinüber.

»Meinst du, du erkennst Thomas überhaupt noch? Ihr habt euch doch mindestens zwei Wochen nicht gesehen.«

»Kein Problem«, lachte sie. »Er hat gesagt, er trägt eine rote Nelke zwischen den Zähnen.«

»Na, dann wird es wohl ein super Wochenende werden für dich.«

Jean lenkte den Wagen sicher durch den dichten Verkehr, während Marie, wie so oft, in dem zauberhaften Anblick der Stadt versank. Mit einem Mal wurde sie heftig Richtung Windschutzscheibe geschleudert. Der Gurt schnitt ihr in den Oberkörper, sie schrie leise auf. Jean riss das Lenkrad herum, der Streifenwagen schleuderte auf die Gegenfahrbahn, wo ihm ein schwerer SUV gerade noch ausweichen konnte.

»He, willst du uns umbringen?«

Jean gab keine Antwort. Er schaltete das Blaulicht an und gab Gas.

»Der rote Citroën da vorne. Er hat fast eine Frau mit einem Kinderwagen überfahren. Der ist wohl nicht ganz dicht.«

Jetzt sah Marie, weswegen Jean plötzlich so schnell fuhr. Ein paar Autos vor ihnen raste der alte rote Citroën durch den Verkehr. Er überholte rechts, drängelte die Fahrer vor ihm zur Seite. Jetzt schrammte er an einigen geparkten Autos entlang.

»Ist das der Typ von vorhin? Der mit dem Whisky?« Angespannt beobachtete sie den Kamikazefahrer vor ihnen.

»Der scheint die Flasche inzwischen geleert zu haben«, knirschte Jean durch die Zähne. »Ich könnte mir in den Arsch beißen, dass ich vorher nicht auf dich gehört habe. Wir hätten ihn aus dem Verkehr ziehen müssen.«

Als der Citroën eine rote Ampel überfuhr und der Rest des Verkehrs anhielt, konnte sich Jean direkt hinter den immer schneller werdenden Wagen setzen. Er wollte ihn überholen und an die Seite drängen. Doch der Citroën nahm noch mehr Fahrt auf. Jetzt bog er mit quietschenden Reifen in eine enge Nebenstraße ein, die durch die geparkten Autos noch enger wurde.

Vor dem kleinen hübschen Eckrestaurant *Claire de Lune* standen Saras Freunde in einer kleinen Gruppe und tranken ihren Aperitif. Sie lachten und stießen die Gläser aneinander. Junge Leute, die sich auf einen vergnügten Abend mit Sara und Paul freuten. Die hübsche Sabine hing am Arm ihres neuen Freundes Eduard, der an einem dicken Bündel Schnüre eine Traube Luftballons festhielt, die bunt über ihren Köpfen schwebten. François, Saras bester Freund aus der Schauspielschule, blies ein paar Töne auf seinem Saxophon: »Happy Birthday«, wie es sich für diesen Anlass gehörte.

»Da sind sie. Endlich. Sara, wir haben schon gedacht, du lässt uns hier allein feiern.« Sie redeten alle durcheinander, als sie Paul und Sara auf dem Motorrad ankommen sahen. Sara strahlte. Genauso liebte sie es. Sie würde der Mittelpunkt eines tollen Abends sein. Zuerst würden sie hier im »Claire de Lune« essen. Hummer, Austern, Sushi. Danach würden sie in den Soho Club

gehen und bis in den Morgen tanzen. Die Freunde stürzten auf sie zu, umarmten sie, küssten sie.

»Herzlichen Glückwunsch, Sara! Happy Birthday, alles Gute!«

Lachend verschwand sie in der Mitte der kleinen Gruppe. Wie sehr sie diese ausgelassenen Augenblicke liebte.

Als Paul das Motorrad am Straßenrand abstellte, hörte er in der Ferne die Sirene eines Polizeiwagens. Er achtete nicht darauf. Zu normal war dieses Geräusch für einen Pariser. Irgendetwas war hier immer los. Irgendwo wurde immer die Polizei gebraucht.

»Komm schon, Paul, ich verhungere!« Sara winkte ihm aus der Mitte ihrer Freunde zu. Ihre Augen glühten vor Lebensfreude.

Vielleicht sollte ich doch nicht weggehen, schoss es ihm durch den Kopf. Was wollte er eigentlich mehr vom Leben, als mit dieser Frau, die auf ihn immer wie ein glückliches, verwöhntes Kind wirkte, ein unbeschwertes Leben zu führen? Er konnte den Job in Brest immer noch absagen. Sicher, es würde nicht einfach werden, hier in Paris eine adäquate Stelle zu bekommen, aber er hatte einen hervorragenden Ruf, es gab neben der Uni jede Menge Museen. Allzu schwer würde es wahrscheinlich nicht werden, sein Geld zu verdienen. Vielleicht sollte er wirklich alles noch einmal überdenken. Aber es war ja nicht nur der interessante Job, der ihn nach Brest zog. Da war auch diese Frau. Diese Frau, die seine Mutter war. Und die er noch nie in seinem Leben gesehen hatte. War es wirklich so wichtig, sie kennenzulernen?

»Paul, jetzt komm endlich!« Sara stand vor ihm. »Das Sushi wird kalt.« Sie reichte ihm die Hand, wollte ihn mit sich mit in das Lokal ziehen.

Der rote Citroën schoss aus der kleinen Gasse. Jetzt endlich gelang es Jean, ihn zu überholen. Er setzte den Streifenwagen hart vor das rote Auto. Hubert Polin fluchte. Das durfte doch nicht wahr sein. So kurz vor seinem Ziel wollte ihn dieser Bulle

aufhalten. Das würde er nicht zulassen. Er griff zur Pistole und sprang aus dem Auto. Da, vor dem Lokal, war sein Ziel. Er erkannte den Mann sofort. Er rannte los, entscherte die Waffe. Keiner würde ihn hindern, seinen Auftrag auszuführen. Auch nicht dieser Bulle, der jetzt plötzlich vor ihm stand.

»Lassen Sie die Waffe fallen!«

Hubert Polin schoss.

Ein Aufschrei ging durch die kleine Gruppe. Sie rannten ins Lokal, jemand zog Sara mit sich.

»Paul!«, schrie sie.

Sie drehte sich nach ihm um. Und sah den Polizisten lautlos zu Boden gehen. Der junge Mann, der auf ihn geschossen hatte, achtete nicht auf ihn. Er kam auf das Lokal zugerannt.

»Bleiben Sie stehen!«, schrie Marie. »Stehen bleiben!« Sie hatte ihre Waffe im Anschlag. Schoss in die Luft. Da drehte sich Hubert Polin zu ihr um. Sah ihr in die Augen. Aus dem Augenwinkel sah Marie Jean am Boden liegen. Wie verrenkt er auf dem Pflaster lag. Der rote Fleck auf seiner Uniformjacke wurde schnell größer. Was für ein Alptraum! Sie spürte, wie ihr Herz gegen ihre Rippen schlug.

»Legen Sie die Waffe auf den Boden und nehmen Sie die Hände über den Kopf!«

Hubert Polin schoss ein zweites Mal. Die Wucht der Kugel, die sie in die Schulter traf, warf Marie zu Boden. Der Schmerz brannte in ihrem Arm. Was passierte hier? Das war doch alles Irrsinn. Dieser Mann, er hatte auf sie geschossen! Und auf Jean. Die Gedanken rasten in ihrem Kopf, während sie zu Boden sank. Sie musste ihn stoppen. Wenn sie ihn nicht aufhielt, würde er weitermachen. Wie von weit entfernt hörte sie sich rufen, er solle stehen bleiben. Doch der Mann achtete nicht auf sie. Rannte weiter. Mit erhobener Waffe. Es würde ein Blutbad geben. Sie musste das einfach verhindern. Bevor ihr Kopf gegen den Rinnstein prallte, gab Marie einen Schuss ab. Hubert Polin

sank zu Boden. Er starb, bevor er seinen Auftrag zu Ende bringen konnte.

Über den kleinen Platz senkte sich eine unwirkliche Stille. Einen Moment lang schien alles Leben zum Erliegen gekommen zu sein. Auch das immerwährende Rauschen des Pariser Verkehrs klang weit entfernt, gedämpft wie durch einen Wattlebensch. Drei Menschen lagen auf dem Straßenpflaster. Jean, der Polizist, war sofort tot gewesen, als die Kugel aus der Waffe des Junkies Hubert Polin seine Bauchsclilagader zerfetzt hatte. Jeans Mörder lag ein paar Meter entfernt. Als Maries Kugel ihn getroffen hatte, hatte er ungläubig die Augen aufgerissen. So war das nicht geplant gewesen. Das war doch vollkommen absurd – nicht er hatte sterben sollen an diesem Tag! Er hatte doch nur einen Auftrag ausführen sollen. Und dann sollte sein neues Leben ... Bevor er den Gedanken zu Ende denken konnte, war es vorbei. Sein Herz, in dem die Kugel steckte, hörte auf zu schlagen. Ein letzter Seufzer drang aus seiner Brust, dann sank er auf die grauen Pflastersteine.

Sara und ihre Freunde standen wie im Schock im Eingang des Lokals. Und dann kam plötzlich Bewegung in die Gruppe. Paul ließ Saras Hand los. Er raste auf Marie zu. Hatte sich ihr Brustkorb nicht gerade bewegt? Die paar Meter zu der jungen Frau, die da auf dem Boden lag, kamen Paul vor wie ein Kilometer. Jetzt war er bei ihr, kniete sich neben sie. Und sah, dass sie tatsächlich noch atmete.

»Die Frau lebt!«, schrie er. »Ruft einen Krankenwagen!« Handys wurden gezückt, hektisch wurde gewählt. Paul sah das Blut, das aus der Wunde über Maries Herzen quoll. Was sollte er tun? Wie hilft man einem Menschen, der angeschossen wurde? Marie öffnete die Augen. Was passierte hier? Wer war dieser Mann über ihr? Sie sah, dass sich seine Lippen bewegten, aber sie konnte ihn nicht hören. Sie wollte ihm sagen, dass ihr kalt war. Vielleicht hatte er einen Pullover für sie. Vielleicht konnte er ...

Paul sah das Flehen in Maries braunen Augen.

»Der Krankenwagen ist schon unterwegs. Gleich kommt Hilfe. Halten Sie durch.« Während er mit stammelnden Worten versuchte, Marie Mut zu machen, riss er sich das Hemd vom Körper. Er knüllte es hektisch zusammen und drückte es auf die blutende Wunde. Er musste den Blutfluss stillen. Er musste verhindern, dass diese Frau verblutete. Sie durfte nicht hier auf der Straße verbluten.

»Wo bleibt der Arzt?«, schrie er verzweifelt, während sich der Stoff seines grünen Hemds unter seinen Händen rot färbte. Sie verlor zu viel Blut. Wenn der Arzt nicht schnell kam, würde sie es nicht schaffen. Er hörte ein leises Stöhnen. Ob sie ihn hören konnte? Er beugte sich tief zu ihr hinunter.

»Sie schaffen das. Gleich ist der Arzt da.« Verdammt, wieso blutete sie so heftig? Er drückte das Hemd fester auf die Wunde. Und fühlte sich einfach nur hilflos. Da lag ein Mensch vor ihm und starb einfach. Er merkte nicht, dass aus seinen Augen Tränen flossen.

»Nicht sterben«, flüsterte er. »Bitte, Sie müssen kämpfen.«

Doch Marie schien den Kampf zu verlieren. Ihr Kopf sank zur Seite. Ihre Augen verdrehten sich und fielen dann einfach zu.

Fassungslos starrte Paul auf die junge Frau vor ihm. Das konnte doch alles nur ein Alptraum sein. So etwas passierte einem doch nicht an einem ganz normalen Tag in seinem Leben. Es war doch Saras Geburtstag. Sie wollten feiern, tanzen, sich betrinken. Es konnte doch nicht sein, dass er hier auf der Straße kniete, während ihm das Blut einer sterbenden Frau warm durch die Finger rann.

»Es ist gut, jetzt lassen Sie mich mal ran.« Paul hörte die Stimme des Notarztes, der sich jetzt neben die Frau kniete, wie aus weiter Ferne.

»Sie können loslassen.« Doch er verstand die Worte nicht. Drückte immer weiter fest auf die Wunde. Erst als der Notarzt

seine Hand mit sanfter Gewalt von der Brust der jungen Frau löste, begriff Paul, dass er nichts mehr tun konnte. Er stand auf und sah sich um. Um ihn herum herrschte hektische Betriebsamkeit. Polizeiautos und Krankenwagen mit blinkenden Blaulichtern blockierten die Straße. Polizisten drängten die Schaulustigen zur Seite.

»Hier gibt es nichts zu sehen. Machen Sie Platz.« Einer legte eine Decke über seinen toten Kollegen, ein anderer stand leichenblass vor dem toten Körper des Mannes, der diese Katastrophe verursacht hatte.

Zwei Männer eilten mit einer Trage heran, der junge schwarze Notarzt kümmerte sich mit routinierter Professionalität um die junge Frau.

»Wird sie durchkommen?«, hörte Paul sich fragen. Er wollte, er *musste* wissen, ob sie leben würde. Doch er bekam keine Antwort.

Jetzt war Sara bei ihm. Tränenüberströmt drängte sie sich an ihn. Sie schluchzte und zitterte.

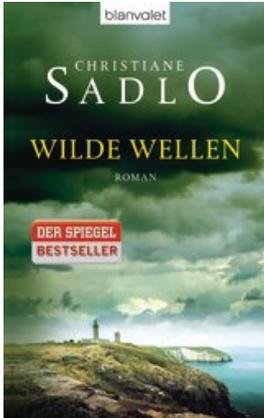
»Paul. Oh, mein Gott, Paul.« Ihre Augen waren weit aufgerissen. Es war deutlich, dass sie unter Schock stand.

»Sind Sie verletzt?« Ein junger Polizist stand vor Paul. »Sie sind voller Blut.«

»Ich bin okay.« Paul sah zu der jungen Frau hin, die nun auf die Trage gehoben wurde. Atmete sie noch? Er konnte nicht sehen, ob sich ihr Brustkorb noch hob. Aber würde der Arzt, der neben der Trage herlief, die Sauerstoffmaske auf ihr Gesicht pressen, wenn sie tot wäre?

»Wird sie es schaffen?« Paul wollte sich nicht von dem Polizisten wegdrängen lassen. Er stürzte zum Krankenwagen, in den die Trage geschoben wurde. Jetzt drehte sich der Arzt zu ihm um.

»Das haben Sie gut gemacht. Wenn Sie nicht gewesen wären, wäre sie wohl verblutet.«



Christiane Sadlo

Wilde Wellen

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-37780-0

Blanvalet

Erscheinungstermin: November 2012

Der Zufall führte sie zusammen. Und nur das Schicksal kennt ihren Weg ...

In Paris erschießt die Polizistin Marie Lamare in Notwehr einen Amokläufer. Selbst getroffen, wird sie von dem jungen Archäologen Paul Racine gerettet und überlebt nur knapp. Dieser Vorfall verändert ihr Leben für immer und führt sie zurück zu ihren Wurzeln, die in der Bretagne liegen. An der rauen, zerklüfteten Küste des Atlantiks laufen alle Fäden zusammen: Das Schicksal zweier Familien ist durch Liebe, Hass, Eifersucht und Gier auf ewig verbunden.